

sprachanalytischen (Danto) bzw. transzendentalphilosophischen (Baumgartner) Version dieser Theorie stellt sie sowohl deren legitime Motive wie auch deren Grenzen heraus. Richtig gesehen habe die narrative Theorie, „daß die Geschichtsschreibung fundiert ist in den Fragestellungen und Konzepten des Historikers und daß dieselben in der Auseinandersetzung des Historikers und seiner Zeitgenossen über ihre Gegenwart und das in ihr Gesollte ihren Ursprung haben“ (ebd.). Umgekehrt erweise sich die narrative Theorie dem Historismus gegenüber als das andere Extrem, insofern sie „nicht den Historiker, sondern die Zusammenhänge der Vergangenheit ausblendet“ (18) und damit dem Forschungscharakter der Historie nicht gerecht zu werden vermag. In der Isolierung des subjektiven Moments, wie sie für die narrative Theorie charakteristisch ist, ergibt sich im übrigen nach Meinung der Verf. eine spezifische, von der Tradition des Historismus grundsätzlich verschiedene Fassung des Objektivitätsproblems, deren Bedeutung ungeachtet aller Verkürzungen darin liegt, daß deutlich wird: Die Problematik historischer Objektivität erschöpft sich „nicht in der Frage der Ausweisbarkeit von Tatsachenaussagen im weitesten Sinn“ (ebd.). Als Ergebnis ihrer Untersuchung stellt N.-D. heraus, „daß sich das Problem der Rechtfertigung historischer Aussagen auf vier verschiedenen Ebenen ergibt... daß sich für jede Ebene ein spezifisches Kriterium ausmachen läßt“ und daß in summa „die Historie in allen Komponenten ihres Vorgehens der verbindlichen Argumentation fähig ist“ (ebd.). Dieses Ergebnis, das hier nicht im einzelnen expliziert, sondern auf das nur hingewiesen werden kann, verdient in der gegenwärtigen Methodendiskussion der Geschichtswissenschaft gewiß Beachtung, gerade weil die Verf. hiermit in erfrischender Deutlichkeit Position bezieht gegen die weiterverbreitete Auffassung von der Ausweglosigkeit des Problems historischer Objektivität und das damit einhergehende „resignative Understatement“ (7).

H.-L. OLLIG S. J.

HILDEBRAND, DIETRICH VON, *Ästhetik*. 2. Teil: *Über das Wesen des Kunstwerks und der Künste*. Nachgelassenes Werk (Gesammelte Werke 6). Hrsg. von der *Dietrich-von-Hildebrand-Gesellschaft*. Regensburg/Stuttgart: Habel/Kohlhammer 1984. 477 S.

Mit diesem Buch ist die Lücke in der zehnbändigen Werkausgabe geschlossen. Das Manuskript hat der Verf. nicht mehr abschließen können. Manches werde nur skizziert und angerissen, anderes fehle, erfährt der Leser aus der Vorbemerkung. „Die nachgelassene Schrift enthält jedoch eine Fülle von Einsichten, originellen Beobachtungen und kostbaren Analysen – z. B. der Mozartopern –, die aus lebenslangem Umgang mit Kunstwerken gewonnen wurden“ (15). Um so wichtiger wäre ein Register gewesen, das aus Kostengründen leider fehlt. Die genannte Charakteristik wird dem Werk nämlich ungleich besser gerecht als der Titel. Um das Wesen von Kunst, Künsten und Kunstwerk geht es zum geringsten Teil, zumeist nur in der Formulierung von Aufgaben; vor allem werden Einzelfragen erörtert, mit einer stupenden Fülle von Hinweisen auf Werke und in dankbarer Erinnerung an die Begegnung mit ihnen, sodann mit der Unbekümmertheit und Apodiktizität des Alters Urteile abgegeben, ohne daß sie begründet werden müßten. – Nach einem ersten Teil über allen Künsten gemeinsame Merkmale und unterschiedliche Einstellungen zur Kunst gelten Kap. 6–13 der Architektur. Darauf ein Zwischenspiel zum Kunstgewerbe und zur Wiedergabe in den imitativen Künsten. 30 Seiten zur Skulptur, 50 zur Malerei, 70 zur Literatur, schließlich – sichtlich mit besonderer Liebe – gut doppelt so viele über Musik, bis das Werk mit einem Kap. zur Lebensfähigkeit des Kunstwerks schließt.

Es widerstrebt dem Rez., Einzelheiten aufzuspießen wie, daß es unmöglich sei, einen schönen Bahnhof zu bauen – wegen der nüchternen, neutralisierten Atmosphäre des Orts (63), wobei der folgende Absatz, mit Berufung auf Anna Karenina, dem sogar widerspricht), oder daß Picasso nach edlen Kunstwerken in der Jugend später in den monströsen Irrtum einer sinnlosen Bildsprache verfallen sei (201). Zahllos sind Sätze, die nur als Evokationen zu lesen sind. Ausrufe über die Schönheit von Brücken und Brunnen, von Themen und Melodien, wobei bloß die Adjektive zum Wort Schönheit wechseln, ohne weitere Differenzierung. Dazwischen nachdenkenswertes „Handwerks“bemerkungen (bei einer Büste sei nicht ein böses Gesicht, doch ein dummes, ge-

meines ein Problem [174]; bei nackten Figuren müsse man portraithafte Individualisierung vermeiden [175], unerträglich sei aber hier ein Gesicht ausgesprochen prosaischen Charakters [220], während beides sich bei bekleideten Figuren anders verhalte). Ärgerlich finde ich drei Seiten zum Reim, der ein interessantes klangliches Phänomen sei, doch recht unbedeutend. Von K. Kraus' tiefsinniger Erörterung hat Verf. offenbar keine Kenntnis, um mit der Aufzählung weiterer Werke erst gar nicht zu beginnen. Und Welch ein trivialer Begriff von Tragik S. 301 f (der – gewiß schmerzliche – Tod eines Soldaten bei der schon angekündigten Heimkehr)! – Im Musik-Teil schließlich ein Beispiel jener Abqualifizierungen, wie sie leider in den letzten Jahren öfter bei v. Hildebrand zu finden waren. Zugleich bei einem bezeichnenden Beispiel. „Gewiß darf in einem Musikstück nie eine ausgedrückte metaphysische Häßlichkeit sittlicher Unwerte vorkommen“ (341). Rez. fragt, wie dies geschähe. Nicht per Assoziation, statuiert Verf., um fortzufahren: „Man sollte annehmen, jeder wirkliche Musikverständige erfasse den Ausdruck und die metaphysische Schönheit des Ausgedrückten in der absoluten Musik. Aber leider blenden pseudophilosophische Vorurteile, plattes philosophisches Gerede, in Zeitungen aufgesehene Gemeinplätze diese Geister und versperren das eindeutig in der unmittelbaren Erfahrung Erfasste. Darum können wir manchmal solche Theorien auch aus dem Munde sehr musikalischer Menschen hören. Sobald man sich aber vorurteilslos an den im unmittelbaren Erleben eindeutig gegebenen Tatbestand hält, versteht man, was die Musik auszudrücken vermag.“ (366) Quoad associationem transeat. Doch Verf. spricht selbst die Arie des Orpheus „Ach, ich habe sie verloren“ an. Nun muß man vielleicht nicht so weit gehen, wie meiner Erinnerung nach Hanslick, der im Streit um die Möglichkeit des musikalischen Ausdrucks von Affekten eben dieser Arie die Worte „Ach, ich habe sie gefunden“ unterlegte (vor allem beim weiteren Fortgang der Melodieführung); aber der Leser möge selbst nachprüfen, inwieweit die Musik nicht problemlos als Ausdruck sehnsüchtiger (erfüllungsgewisser!) Erwartung gehört werden könne. – Andererseits fehlt zu Wagner jede Spur von Kritik an seinem pseudoreligiösen Anspruch. Es heißt schlicht, das Moment der Unterhaltung falle weg, vom Publikum sei eine ehrfürchtige Einstellung gefordert, und dazu unterstreicht v. H. nur, diese Einstellung sei „natürlich die einzig richtige allen großen und tiefen Kunstwerken gegenüber“ (423).

So bleibt Rez. in ratloser Zwiespältigkeit angesichts dieser Tat der Pietät durch die Dietrich-von-Hildebrand-Gesellschaft. Wichtiger sind jedenfalls die anderen Bände der Ausgabe, vielleicht nach wie vor besonders die Untersuchungen zur „Metaphysik der Gemeinschaft“.

J. SPLETT

SPLETT, JÖRG, *Liebe zum Wort. Gedanken vor Symbolen*. Frankfurt/M.: Knecht 1985. 216 S.

Mit der Rückwendung zur Religion, von der nicht wenige meinen, sie sei heute erfolgt, wachsen Vorbehalte gegen die „Zulänglichkeit des Satzwissens“, mehren sich die Appelle an den Geist, „aus dem Dickicht der intellektuellen Absprachen ins Offene hinaus[zu]treten...“, unter Gottes freien Himmel“ (vgl. H. Timm, Zwischenfälle. Die religiöse Grundierung des All-Tags. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus²1984, 11).

Gegen einen „Verlust an Wirklichkeitsbezug“ (38), einen zu knappen Zuschnitt derselben (88) ficht auch Sp. in seiner jüngsten Neuerscheinung, genauer: gegen die Reduktion von Wirklichkeit auf univoke Dimensionen (31), gegen Vorschläge unterbietender Interpretation (zustimmend zitiert er C. S. Lewis: „Wir geben uns zu schnell zufrieden“ [208]), gegen philosophische wie theologische „Begriffs-Kombinatorik“ (145, Anm. 44). Durchgängig-leitmotivisch und sie vom ersten bis zum letzten thematisch verbindend sind die neun Kap. von dem Anliegen geprägt, der Mehrdeutigkeit begründete Achtung zu erweisen, genauer: im Begreifen von Wirklichkeit nicht bloß zu begreifen, was der Fall ist, sondern „erstlich zu begreifen, was uns betrifft (sei es in seiner Unbegreiflichkeit)“ (145, Anm. 44). – Wie ist solches zu verstehen? Wie wird eine derartige Sicht ausgewiesen? – Der Entfaltung der „Voraussetzungen“ dient der I. Teil mit drei Kap. (15–69). Philo-logie heißt hier das Schlüsselwort: „Liebe zum Wort“, ist doch der Mensch, statt als animal rationale, mit E. Cassirer gemäßer als „animal sym-